

A romantic couple is shown in a shower, their bodies glistening with water. The woman, on the left, has her eyes closed and a serene expression, leaning her head against the man's cheek. The man, on the right, is shirtless and has his arms around her. The background is a light-colored, textured wall, possibly stone or brick. The overall mood is intimate and sensual.

MEGAN
HART

Dirty

EROTISCHER ROMAN

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG



Alle Rechte, einschließlich das der vollständigen oder auszugsweisen Vervielfältigung, des Ab- oder Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten und bedürfen in jedem Fall der Zustimmung des Verlages.

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Megan Hart

Dirty
Roman

Aus dem Amerikanischen von
Tess Martin



MIRA® TASCHENBUCH

MIRA® TASCHENBÜCHER
erscheinen in der Cora Verlag GmbH & Co. KG,
Valentinskamp 24, 20350 Hamburg

Titel der nordamerikanischen Originalausgabe:

Dirty

Copyright © 2007 by Megan Hart
erschienen bei: SPICE Books
Published by arrangement with
HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.à.r.l.

Konzeption/Reihengestaltung: fredebold&partner gmbh, Köln
Umschlaggestaltung: pecher und soiron, Köln
Redaktion: Claudia Wuttke, Stefanie Kruschandl
Titelabbildung: Mauritius Images GmbH, Mittenwald
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN (eBook, PDF) 978-3-86278-001-3
ISBN (eBook, EPUB) 978-3-86278-000-6

www.mira-taschenbuch.de

eBook-Herstellung und Auslieferung:
readbox publishing, Dortmund
www.readbox.net

1. KAPITEL

Unsere Geschichte begann so:

Wir begegneten uns in einem Süßwarenladen. Er drehte sich um, lächelte mich an, und ich war so überrascht, dass ich zurücklächelte.

Das *Sweet Heaven* war kein einfacher Süßwarenladen für Kinder, sondern ein gehobener Gourmet-Tempel; hier gab es keine billigen Lutscher oder vertrockneten Schokoküsse; hierhin ging man, wenn man mit schlechtem Gewissen Trüffelpralinen für die Frau des Chefs kaufen wollte, weil man mit ihm bei einer Geschäftsreise nach Milwaukee gevögelt hatte.

Er kaufte Jelly Beans, nur schwarze, und musterte die Tüte mit Schokolinsen in meiner Hand, ebenfalls alle in einer Farbe.

„Sie wissen, was Grün bedeutet.“ Der verwegene Zug um seine Lippen war anziehend.

„St. Patrick's Day!“ Das war nämlich genau der Grund, warum ich sie in Grün kaufte.

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Die Grünen steigern die Lust.“

Ich bin ja schon ziemlich oft angemacht worden, meistens von wenig feinsinnigen Männern, die glauben, das, was sie zwischen den Beinen haben, wäre ein Ausgleich für das, was zwischen ihren Ohren fehlt. Manchmal bin ich trotzdem mit einem von ihnen nach Hause gegangen, einfach, weil es sich gut anfühlte, zu begehren und begehrt zu werden, auch wenn alles meist nur gespielt war und üblicherweise enttäuschend endete.

„Das ist eine Erfindung von pubertierenden Jungs, deren überschwängliche Fantasien leider selten erfüllt werden.“

Sein Lächeln wurde breiter. Dieses strahlend weiße Lächeln war das Schönste an seinem ebenmäßig

geschnittenen Gesicht. Sein Haar hatte die Farbe von feuchtem Sand, seine Augen waren blaugrün - er war attraktiv, doch wenn er lächelte, war er atemberaubend.

„Sehr gute Antwort“, sagte er.

Er streckte eine Hand aus. Als ich sie ergriff, zog er mich näher an sich heran, so nah, dass er mir ins Ohr flüstern konnte. Sein heißer Atem tanzte über meine Haut, und ich erschauerte. „Mögen Sie Lakritze?“

Allerdings, und so schob er mich um ein Regal herum und griff in ein Glas voller kleiner schwarzer Rechtecke, auf dem ein Etikett mit dem Bild eines Kängurus klebte.

„Dann probieren Sie mal das.“ Er hielt mir ein Stück hin, und ich öffnete die Lippen, obwohl auf einem Schild deutlich zu lesen war: Probieren verboten. „Kommt direkt aus Australien.“

Die Lakritze lag auf meiner Zunge. Weich, duftend und auf eine Weise klebrig, dass ich mit der Zunge über meine Zähne fuhr. Ich schmeckte seine Finger dort, wo er meine Lippen berührt hatte. Er lächelte.

„Ich kenne eine hübsche Bar“, sagte er, und ich ließ mich von ihm dorthin bringen.

The Slaughtered Lamb. Ein grausiger Name für eine kleine Bar, versteckt in einem Gässchen mitten in Harrisburg. Verglichen mit den angesagten Tanzschuppen und teuren Restaurants in dieser Gegend wirkte der Laden irgendwie fehl am Platz und deswegen umso reizvoller.

Er wählte für uns zwei Plätze an der Bar, abseits der Collegestudenten, die in einer Ecke Karaoke sangen. Weil mein Barhocker wackelte, musste ich mich an der Theke festhalten. Ich bestellte eine Margarita.

„Nein.“ Er schüttelte den Kopf, und ich hob eine Augenbraue. „Sie möchten bestimmt Whiskey.“

„Ich habe noch nie Whiskey getrunken.“

„Eine Jungfrau.“ Bei jedem anderen Mann hätte dieser Kommentar albern geklungen und meinerseits nur ein Verdrehen der Augen nach sich gezogen.

Doch bei ihm funktionierte es.

„Eine Jungfrau“, stimmte ich zu, und das Wort fühlte sich ungewohnt auf meiner Zunge an, als ob ich es ziemlich lange nicht mehr benutzt hätte.

Er bestellte uns jeweils ein Glas Jameson's Irish Whiskey und stürzte seinen, so wie es sich gehört, in einem Zug hinunter. Mir war Alkohol wahrlich nicht fremd, auch wenn ich noch nie Whiskey probiert hatte, doch ich machte es ihm nach, ohne das Gesicht zu verziehen. Es gibt einen guten Grund, warum Whiskey Feuerwasser genannt wird, aber nach dem ersten Brennen breitete sich der Geschmack in meinem Mund aus und erinnerte mich an den Duft von verbrannten Blättern. Sehr angenehm. Warm. Sogar ein bisschen romantisch.

Sein Blick hellte sich auf. „Es gefällt mir, wie Sie ihn heruntergeschluckt haben.“

Ich war auf der Stelle wahnsinnig erregt.

„Noch einen?“, fragte der Barkeeper.

„Noch einen“, entgegnete mein Begleiter. Und zu mir sagte er: „Sehr gut gemacht.“

Dieses Kompliment freute mich, wobei mir nicht klar war, warum es mir auf einmal so wichtig erschien, ihm zu gefallen.

Wir tranken also eine Weile, und der Whiskey zeigte mehr Wirkung, als ich gedacht hätte. Oder vielleicht lag es auch an der Gesellschaft meines Begleiters, jedenfalls fing ich an, über seine spitzen, aber irgendwie netten Kommentare über die anderen Gäste zu kichern. Die Frau im Geschäftsanzug in einer Ecke war ein Callgirl, das gerade Pause hatte. Der Mann mit der Lederjacke ein Leichenbestatter. Mein Begleiter erfand Geschichten über jeden Gast und den freundlichen Barkeeper, der seiner Meinung nach früher Fruchtgummis angebaut hatte.

„Fruchtgummis werden nicht angebaut.“ Ich beugte mich vor, um seine Krawatte zu berühren, die auf den ersten Blick mit den üblichen Punkten und Kreuzen gemustert zu sein schien. Ich hatte jedoch bemerkt, dass es sich um winzige Totenköpfe mit gekreuzten Knochen handelte.

„Nicht?“ Er schien enttäuscht zu sein, dass ich nicht mitspielte.

„Nein.“ Ich zupfte an seiner Krawatte und blickte in seine blaugrünen Augen, die inzwischen mit der Schönheit seines Lächelns konkurrieren konnten. „Fruchtgummi wächst wild.“

Er warf den Kopf in den Nacken und brach in schallendes Gelächter aus. Ich beneidete ihn darum, wie natürlich er dem Impuls nachgab, laut zu lachen. Ich hätte befürchtet, dass die Leute mich komisch anschauten.

„Und Sie?“, fragte er schließlich. Sein Blick durchbohrte mich. „Was sind Sie?“

„Ein Fruchtgummidiieb“, flüsterte ich mit meinen vom Whiskey tauben Lippen.

Er streckte die Hand nach einer Haarsträhne aus, die sich aus meinem langen französischen Zopf gelöst hatte, und zwirbelte sie zwischen den Fingern. „So gefährlich wirken Sie meiner Ansicht nach gar nicht.“

Wir sahen uns an, zwei Fremde, lächelten – und ich dachte, dass es schon lange her war. „Möchten Sie mich nach Hause begleiten?“

Das wollte er.

An diesem Abend versuchte er nicht, mich zu lieben, was mich nicht überraschte. Allerdings versuchte er auch nicht, mich zu vögeln, was mich doch etwas wunderte. Er küsste mich nicht einmal, obwohl ich zögerte, bevor ich den Schlüssel ins Schloss steckte und noch ein wenig mit ihm lachte und plauderte, bevor ich Gute Nacht sagte.

Nicht mal nach meinem Namen hatte er gefragt. Auch nicht nach meiner Telefonnummer. Er ließ mich einfach, ein wenig schwankend vom Whiskey, vor meiner Tür zurück. Ich sah, wie er die Straße hinunterging und das Kleingeld in

seiner Hosentasche klimpern ließ. Erst als er in der Dunkelheit hinter der Straßenlaterne verschwand, ging ich ins Haus.

Am nächsten Morgen, als ich mir unter der Dusche den Zigarettenrauch aus den Haaren wusch, musste ich an ihn denken. Ich dachte an ihn, während ich meine Beine, die Achseln und mein Haar zwischen den Beinen rasierte. Ich putzte meine Zähne, betrachtete mein Gesicht im Spiegel und versuchte mir vorzustellen, wie er meine Augen wohl gesehen hatte.

Bei genauerem Betrachten waren sie blau mit weißen und goldenen Sprenkeln. Viele Männer machten mir deswegen Komplimente. Einer Frau zu sagen, sie habe schöne Augen, ist vermutlich der schnellste Weg, um herauszufinden, ob man als Nächstes eine Hand auf ihren Schenkel legen darf. Er hatte meine Augen nicht erwähnt. Er hatte mir, um genau zu sein, kein einziges Kompliment gemacht, außer über die Art und Weise, wie ich den Whiskey trank.

Ich dachte an ihn, als ich mich für die Arbeit anzog. Schlichte weiße Unterhose, bequemer Schnitt und angenehmer Stoff, passender BH mit einem Hauch von Spitze, gerade genug, um hübsch auszusehen, aber dafür gemacht, meine Brüste eher zu stützen als hervorzuheben. Ein schwarzer, fast knielanger Rock. Eine weiße Bluse mit Knöpfen. Schwarz und Weiß wie immer, weil es einem die Wahl erleichtert und mich die Einfachheit von Schwarz und Weiß beruhigt.

Auf der Fahrt zur Arbeit dachte ich an ihn, die Ohren verschlossen mit Kopfhörern, um die willkürlichen Gespräche von Fremden auszublenden, Schutzschild der modernen Zivilisation. Die Fahrt dauerte nicht länger als sonst, war aber auch nicht kürzer, ich zählte die Haltestellen wie immer und warf dem Busfahrer dasselbe Lächeln zu.

„Ich wünsche Ihnen wie immer einen schönen Tag, Miss Kavanagh.“

„Danke, Bill.“

Ich dachte auch an ihn, als ich exakt fünf Minuten vor Dienstbeginn die Treppe zu meinem Bürogebäude hinauf lief.

„Sie sind heute spät dran“, sagte Harvey Willard, der Sicherheitsbeamte. „Genau eine Minute.“

„Der Bus ist schuld“, erklärte ich mit einem Grinsen, von dem ich wusste, dass es ihn erröten lassen würde. Obwohl natürlich nicht der Bus dafür verantwortlich war, sondern allein die Tatsache, dass ich, in Gedanken versunken, langsamer gelaufen war.

Mit dem Fahrstuhl nach oben, den Flur entlang in mein Büro und hinter meinen Schreibtisch. Alles war wie immer, und doch hatte sich alles verändert. Nicht einmal der Zettel mit den vielen Telefonnummern konnte meine Gedanken von dem Rätsel, das er mir aufgab, losreißen.

Ich kannte nicht einmal seinen Namen. Hatte ihm meinen nicht verraten. Ich hatte gedacht, es würde leicht werden – zwei Fremde, die dasselbe Bedürfnis verspürten. Die übliche Verführung, bei der man keine Namen brauchte, die alles nur kompliziert machten.

Ich mochte es nicht, wenn Männer meinen Namen wussten. Damit hätte ich ihnen eine gewisse Macht über mich gegeben, die sie nicht verdienten. Als ob die Tatsache, dass sie beim Orgasmus meinen Namen riefen, diesen Moment für alle Ewigkeit festhalten könnte. Wenn es gar nicht anders ging, nannte ich ihnen einen falschen Namen, und wenn sie ihn später mit heiserer Stimme herausschrien, musste ich jedes Mal lächeln.

Heute lächelte ich nicht. Ich war abgelenkt, verärgert und durcheinander ... und wäre wohl enttäuscht gewesen, wenn ich noch in der Lage gewesen wäre, mich täuschen zu lassen.

Ich arbeitete an dem Problem wie an einer meiner Kalkulationen. Stellte eine Gleichung auf, entschlüsselte die

individuellen Komponenten, fügte logische hinzu und zog die unverständlichen ab. Bis zur Mittagspause war es mir noch immer nicht gelungen, ihn in eine unbedeutende Erinnerung zu verwandeln.

„Hattest du letzte Nacht ein heißes Date?“, fragte Marcy Peters, die Königin der toupierten Haare und knallengen Röcke. Marcy gehört zu den Frauen, die sich selbst als Mädchen bezeichnen, die weiße Pumps zu hautengen Jeans tragen und deren Blusen immer ein wenig zu weit aufgeknöpft sind.

Sie schenkte sich einen Becher Kaffee ein. Ich trank Tee. Wir saßen an einem kleinen Tisch und packten die kurz zuvor gelieferten Sandwiches aus – ihres mit Thunfisch und meines wie üblich mit Truthahn.

„Wie immer“, war meine Antwort, und wir lachten, zwei Frauen, miteinander durch etwas verbunden, was nichts mit gemeinsamen Interessen zu tun hatte, sondern dazu diente, uns vor den Haien zu schützen, mit denen wir zusammenarbeiteten.

Marcy hält sich die Haie mit ihrer unverblümt zur Schau gestellten Weiblichkeit vom Hals, sie ist blond, drall und durchaus bereit, ihre Vorzüge einzusetzen, um zu erreichen, was sie will.

Ich ziehe die etwas indirektere Methode vor.

Marcy lachte über meine Antwort, weil die Elle Kavanagh, die sie kannte, keine Verabredungen hatte, schon gar keine heißen. Die Elle Kavanagh, die sie kannte, war die Juniorchefin eines Finanzunternehmens, in deren Gegenwart selbst eine strenge Oberlehrerin mit Brille und Dutt so sexy wirkte wie Marilyn Monroe.

Marcy wusste überhaupt nichts über mich oder mein Leben außerhalb der vier Wände von *Triple Smith and Brown*.

„Hast du schon das Neueste über Flynn gehört?“ So stellte sich Marcia ein Gespräch beim Mittagessen vor: Tratsch über Kollegen und Kunden verbreiten.

„Nein“, antworte ich, um sie zu beruhigen und weil sie es irgendwie immer schaffte, die besten Geschichten aufzuschneiden.

„Mr. Flynn's Sekretärin hat an Bob die falschen Unterlagen geschickt. Bob kümmert sich um dieses Kundenkonto, nicht wahr?“

„Genau.“

Marcy's Augen funkelten. „Offenbar hat sie ihm die privaten Rechnungen von Mr. Flynn gemailt, und nicht die geschäftlichen.“

„Das ist noch nicht besonders spannend.“

„Wie es scheint, listet Mr. Flynn all seine Hundert-Dollar-Nutzen und seine geschmuggelten Zigarren penibelst auf!“ Sie drehte sich auf ihrem Stuhl.

„Dumm gelaufen für seine Sekretärin, fürchte ich.“

Marcy grinste. „Sie hat Bob einen geblasen. Und er hat es Mr. Flynn nicht verraten.“

„Bob Hoover?“ Diese Neuigkeit kam nun wirklich unerwartet.

„Tja. Ist das zu glauben?“

„Ich schätze, ich kann so ziemlich alles über jeden glauben“, sagte ich ehrlich. „Die meisten Leute sind bei ihren Bettgeschichten anspruchsloser, als man annehmen sollte.“

„Ach wirklich?“ Sie warf mir einen listigen Blick zu. „Und woher willst du das wissen?“

„Reine Spekulation.“ Ich stand auf und warf meinen Müll in den Eimer.

Marcy wirkte nicht enttäuscht, sondern vielmehr interessiert. „Aha.“

Ich schenkte ihr ein süßes und sanftes Lächeln und überließ es ihr, sich in eine Meditation über mein geheimnisvolles Sexleben zu versenken.

Tatsache ist, dass die meisten Menschen in Bezug auf ihre Sexpartner tatsächlich anspruchsloser sind, als sie zugeben wollen. Aussehen, Intelligenz, Sinn für Humor, Reichtum, Macht ... nicht jeder kann mit diesen Qualitäten aufwarten, und die wenigsten besitzen mehr als eine davon. Hier ist die Wahrheit: Fette, hässliche und dumme Menschen werden ebenfalls gevögelt, die Medien berichten bloß nicht in dem Maße darüber wie über fantastisch aussehende Filmstars. Man muss einem Mann nicht seine Titten unter die Nase halten, um ihm zu demonstrieren, dass man auf der Suche nach einem Abenteuer ist. Selbst Frauen mit dem verklemmten Bibliothekarinnen-Look wie ich lassen sich, mit heruntergezogenem Höschen an eine raue Hauswand gedrückt, vögeln.

Oder zumindest habe ich das vor drei Jahren getan, als ich das letzte Mal darauf aus war. Im *Sweet Heaven* war ich nicht darauf aus gewesen, sondern wollte lediglich meine Schokoladensucht befriedigen. Warum aber war ich dann mit ihm etwas trinken gegangen? Warum hatte ich ihn gebeten, mich nach Hause zu begleiten und mich darüber geärgert, als er mich mit einem kurzen Winken einfach an der Tür stehen ließ?

Die Tatsache, dass ich an diesem Tag nicht nach einem Abenteuer gesucht hatte, machte es nur noch schlimmer. Hätte ich ihn in einer Bar statt im *Sweet Heaven* kennengelernt, hätte ich mein Haar offen getragen, die Bluse aufgeknöpft - hätte er mich dann gebeten, hineinkommen zu dürfen? In meinen Körper zu dürfen? Hätte er mich vor der Tür geküsst, mich an der Hüfte umfasst und fest an sich gedrückt?

Ich würde es nie erfahren.

Den ganzen Tag dachte ich an ihn, auch den nächsten, und mein Begehren stieg stetig an, als würde man Wasser in eine Vase voller Steine gießen. Die Gedanken an ihn füllten meine wachen Stunden aus, schlichen sich in meine Träume

und sorgten für verschwitzte Nächte zwischen zerwühlten Bettlaken.

Unablässig musterte ich mein Gesicht und fragte mich, was er darin entdeckt hatte, um mit mir in eine Kneipe zu gehen, aber nicht ins Bett. Hatte ich irgendetwas falsch gemacht? Hatte ich etwas Falsches gesagt, eine Schwäche gezeigt, über seine Witze zu laut gelacht oder vielleicht nicht laut genug?

Mir war klar, wie obsessiv ich mich aufführte, wie ich immer und immer wieder jede gemeinsame Sekunde mit ihm in meinem Kopf kreisen ließ und aus allen möglichen Blickwinkeln betrachtete. Wie ich analysierte, kalkulierte und grübelte.

Ich konnte nicht vergessen, wie sein Atem mich gestreift hatte, als er mir ins Ohr flüsterte: „Mögen Sie Lakritze?“

Ich konnte die Wärme seiner Hand auf meiner nicht vergessen, als er mir nach dem ersten Schluck Whiskey gratulierte. Ich konnte das Blitzen seiner blaugrünen Augen oder die kleine, aber perfekte Kerbe in seinem Kinn nicht vergessen, auch nicht die blassen Sommersprossen auf seiner Nase und der Stirn. Genauso wenig wie seine Stimme und sein Lachen, diese tiefe, warme Tonlage, die in mir den Wunsch weckte, mich an ihm zu reiben wie eine schnurrende Katze.

Als ich das letzte Mal einen Mann in einer Bar aufgabelte, habe ich ihn mit nach Hause genommen, wo er sich über meinen Rock ergoss und nach Bier riechende Tränen auf mein Gesicht tropfen ließ. Dann beschimpfte er mich und wollte, dass ich ihm das Geld für all die Drinks zurückzahlte, die er mir ausgegeben hatte. Das war meine letzte schlechte Erfahrung, eine von vielen. Jungs, die mit ihrem Schwanz nicht richtig umgehen konnten, ältere Männer, die glaubten, zwei Minuten Rumgefummel gingen als Vorspiel durch, nett aussehende Kerle, die sich in brutale Scheißkerle verwandelten, kaum dass die Tür hinter ihnen ins Schloss gefallen war.

Enthaltsamkeit schien mir die bessere Wahl, und was zunächst wie eine Herausforderung schien, wurde nach und nach zur Gewohnheit. Als ich ihn im *Sweet Heaven* traf, war es drei Jahre, zwei Monate, eine Woche und drei Tage her, dass ich das letzte Mal Sex gehabt hatte.

Und jetzt, mit diesem namenlosen Fremden in meinem Kopf, konnte ich an nichts anderes mehr denken. Wenn ein Mann auf der Straße meinen Blick auffing, krampfte sich mein Schoß zusammen wie Finger um eine Blume. Meine Brustwarzen rieben immerzu gegen den Stoff meines BHs. Mein Slip rieb an meiner Haut und drängte mich, den kleinen Knopf zu streicheln, ganz egal wo, wann oder unter welchen Umständen.

Ich war geil.

Bei meinen Verabredungen mit Männern ging es nie um Gefühle. Es ging darum, eine Leere in mir auszufüllen, die dunklen Wolken zu vertreiben, denen ich meist entkommen konnte, aber manchmal ... eben nicht. Ich ging in Kneipen, auf Partys und in den Park, um Männer zu finden, die mich für ein paar Stunden ablenken konnten, mich alles vergessen ließen, was in mir vorging. Ich benutzte Sex, um den Schmerz in mir zu betäuben. Das wusste ich. Ich wusste, warum ich es tat. Ich wusste, warum ich wie eine Bibliothekarin aussah und mich wie eine Nutte aufführte.

Bis jetzt hatte es keine Rolle gespielt. Ich hatte Männer getroffen, die mich zum Lachen brachten, zum Stöhnen und sogar einige wenige, bei denen ich gekommen bin. Bis jetzt hatte ich keinen getroffen, den ich nicht vergessen konnte.

Zwei Wochen lang stolperte ich auf diese Weise durchs Leben. Weil ich mit Zahlen so gut umgehen kann, litt meine Arbeit nicht darunter, alles andere allerdings schon. Ich vergaß, Rechnungen zu bezahlen, Kleider aus der Reinigung zu holen, meinen Wecker zu stellen.

An diesen Frühlingstagen wurde es immer noch früh genug Abend, sodass ich manchmal im Dunkeln nach Hause fuhr. Ich saß im Bus auf meinem üblichen Platz, den Mantel

und die Aktentasche ordentlich über meinen Schoß gebreitet, die Beine übereinandergeschlagen. Ich starrte aus dem Fenster und stellte mir sein Gesicht vor und seinen Atem, und dann, mit der Hilfe des schaukelnden Busses, legte ich los.

Zuerst spannte ich die Muskeln meiner Schenkel rhythmisch an. Meine Klit wurde zu einem kleinen, harten Knoten und rieb an dem weichen Stoff meines Slips. Versteckt unter dem Mantel und der Aktentasche, rutschte ich auf meinem Sitz herum. Bei meinen züchtig gefalteten Händen wäre niemand jemals auf die Idee gekommen, was ich da tat.

Die silbernen Lichtstreifen der Straßenlampen wanderten über meinen Schoß die Brust hinauf, um hinter mir zu verschwinden und mich in Dunkelheit zu tauchen, die kurz darauf erneut von einem Lichtstrahl durchbrochen wurde. Ich begann meinen Rhythmus den Lichtern anzupassen.

In meinem Bauch machte sich ein angenehmes Gefühl breit. Ich hielt die Luft an und ließ sie leise durch meine halb geöffneten Lippen entweichen, bis meine Lungen zu brennen begannen. Dabei blickte ich stur durchs Fenster nach draußen, ohne etwas zu erkennen. Ab und zu spiegelte sich der Geist meines Gesichts im Fenster, dann stellte ich mir vor, dass er mich ansah.

Meine Finger über der Aktentasche verkrampften sich, die Füße bewegte ich auf und ab, auf und ab, während ich die Schenkel zusammenpresste und so meine Klit mit kleinen, aber perfekten Bewegungen liebte. Ich sehnte mich so sehr danach, meine Finger um die harte Perle kreisen zu lassen, sie in mich zu schieben und mich damit zu ficken, während der Bus auf sein Ziel zubrauste – aber ich tat es nicht. Ich schaukelte und presste, und jede Straßenlampe, an der wir vorbeikamen, trieb mich weiter auf den Höhepunkt zu.

Ich zitterte am ganzen Körper durch die Anstrengung, möglichst still zu sitzen, wo ich doch nichts anderes wollte,

als mich zu winden. Nie zuvor hatte ich mir auf diese verstohlene Weise Genuss verschafft. Man masturbierte allein zu Hause, im Bad oder im Bett, kurz und schmerzlos, um die Spannung zu lösen. Aber das hier geschah fast gegen meinen Willen. Meine Gedanken an ihn, die Bewegungen des Busses, meine Enthaltbarkeit, alles zusammen sorgte dafür, dass mein Körper von einem Feuer verzehrt wurde, das nur ein Orgasmus löschen konnte.

Schweiß rann meinen Rücken hinunter und in meine Pospalte. Dieses feine Kitzeln, das so sehr an die Berührung einer Zunge erinnerte, gab mir schließlich den Rest. Mein Körper wurde steif. Meine Nägel hinterließen winzige Linien im Leder meiner Aktentasche. Meine Perle zuckte und krampfte sich zusammen, pures Glück schoss durch meinen ganzen Körper.

Ich erbepte, zog aber weniger Aufmerksamkeit auf mich, als wenn ich hätte niesen müssen. Ich tarnte mein Aufstöhnen mit einem Hüsteln, das kaum jemand wahrnahm. Ich fühlte mich entspannt und sank erschöpft in meinem Sitz zusammen, während der Bus zum Halten kam.

Meine Haltestelle.

Mit zittrigen Beinen stand ich auf, überzeugt davon, dass der Duft nach Sex mich umgab wie Parfüm, aber niemandem schien das aufzufallen. Ich stieg aus, hob mein Gesicht zum Abendhimmel und ließ die feuchte Luft darüberstreichen. Es war mir egal, dass meine Bluse und mein Haar nass wurden.

Ich hatte mich in aller Öffentlichkeit selbst befriedigt, mir dabei sein Gesicht vorgestellt und kannte noch nicht mal seinen Namen.

Zumindest linderte diese Soloeinlage in einem öffentlichen Verkehrsmittel ein wenig meine Sehnsucht. Nun konnte ich mich wieder auf die Zahlen konzentrieren, die mit wunderbarer Zuverlässigkeit meine Gedanken ausfüllten.

Ich stürzte mich in die Arbeit und übernahm von Bob Hoover einige wichtige Kunden. Er selbst war viel zu sehr damit beschäftigt, sich von Mr. Flynns Sekretärin einen blasen zu lassen.

Mir machte das nichts aus. Es bot mir die Möglichkeit, meinen Vorgesetzten zu beweisen, dass ich meinen Titel, mein Eckbüro und meine zusätzlichen Urlaubstage verdiente. Und ich musste keine Gründe erfinden, um länger im Büro zu bleiben, statt nach Hause in meine leere Wohnung oder in eine Bar zu gehen und meine Willenskraft zu erproben.

„Sex“, verkündete Marcy beim Mittagessen, „ist wie dieses Schokoladen-Éclair.“ Versonnen drehte sie eines der kleinen länglichen Dinger zwischen ihren Fingern.

Mir hatte sie einen Doughnut mit Puderzucker mitgebracht. „Du meinst: voller Sahne, und hinterher würde man sich am liebsten übergeben?“

Sie verdrehte die Augen. „Himmel, was für eine Art von Sexleben führst du eigentlich, Elle?“

„In letzter Zeit gar keines.“

„Ich bin schockiert.“ Ihr Ton bewies das Gegenteil. „Aber kein Wunder, bei dieser Einstellung.“

Marcy hatte zwar eine unmögliche Frisur und einen furchtbaren Klamottengeschmack, aber sie konnte mich zum Lachen bringen. „Dann erklär du mir, warum Sex wie dieses Eclair ist.“

„Zum einen ist es verführerisch genug, um dich alles andere vergessen zu lassen.“ Sie leckte etwas Schokolade von dem Gebäck. „Und zum anderen ist das gut so, weil es einen glücklich macht.“

Ich rutschte auf meinem Stuhl ein wenig nach hinten und betrachtete sie. „Ich vermute, du hattest letzte Nacht Sex?“

Als sie ein unschuldiges Gesicht aufsetzte, wurde mir etwas klar: Ich mochte sie. Sie klimperte mit den Wimpern. „Wer? Diese kleine Alte hier?“

„Ja, du.“ Ich legte den Doughnut zurück in die Schachtel und nahm stattdessen das letzte Éclair. „Und du kannst es kaum erwarten, mir davon zu erzählen. Also hör auf, Zeit zu verschwenden und leg los, bevor wieder ein Kollege reinkommt und wir dann so tun müssen, als ob wir über die Arbeit sprächen.“

Marcy lachte. „Ich war mir nicht sicher, ob du es hören willst.“

Ich musterte sie. „So denkst du von mir, nicht wahr? Du glaubst, dass ich Sex nicht mag?“

Sie blickte mich über ihren schokoladenverklebten Teller an, mit ernstem Lächeln und einem etwas merkwürdigen Ausdruck in ihrem Blick. Etwas wie Mitleid. Ich runzelte die Stirn.

„Ich weiß nicht, Elle. Dazu kenne ich dich nicht gut genug, aber manchmal habe ich den Eindruck, dass du eigentlich nichts besonders magst, von deiner Arbeit mal abgesehen.“

Etwas zu hören, was man sowieso weiß, sollte eigentlich keine Überraschung sein, und doch ist es meist so. Ich wollte etwas entgegnen, doch plötzlich war mein Hals wie zugeschnürt, Tränen brannten in meinen Augen. Ich blinzelte sie weg und legte eine Hand auf meinen Magen, der sich bei ihren Worten zusammengezogen hatte.

Marcy war trotz ihres Auftretens als naive Blondine alles andere als dumm. Sie drückte meine Hand, bevor ich sie wegziehen konnte, und ließ sie schnell wieder los.

„Hey“, sagte sie sanft. „Ist schon gut. Wir alle haben unsere Probleme.“

Genau in diesem Moment hatte ich die Chance, Marcy als Freundin zu gewinnen. Als wirkliche Freundin. Ich habe schon so oft kurz vor etwas gestanden, und fast immer war ich zurückgeschreckt. Sobald die Wahrheit eine Tür öffnen konnte, log ich. Sobald ein Lächeln eine Verbindung tiefer werden lassen konnte, wandte ich das Gesicht ab.

Aber dieses Mal, überraschend für mich und wahrscheinlich auch für sie, tat ich es nicht. Ich lächelte sie

an. „Erzähl mir von deinem Date gestern Abend.“

Und das tat sie. So detailliert, dass ich rot wurde. Das war die schönste Mittagspause, die ich je hatte.

Als es Zeit war, zurück in unsere Büros zu gehen, hielt sie mich kurz zurück. „Ich finde, du solltest irgendwann mal mitkommen.“

Ich gestattete ihr, wieder meine Hand zu drücken, weil sie so ernsthaft wirkte und weil wir so viel Spaß miteinander hatten. „Klar.“

„Wirklich?“, kreischte sie, und aus dem Händedruck wurde eine spontane Umarmung, bei der mein ganzer Körper sich versteifte. Marcy klopfte mir auf den Rücken und trat einen Schritt zurück. Falls ihr aufgefallen war, dass ich mich bei der Umarmung in einen Holzklotz verwandelt hatte, so erwähnte sie es nicht. „Gut.“

„Gut.“ Ich nickte lächelnd.

Ihre Begeisterung war ansteckend, und es war lange her, dass ich eine Freundin gehabt hatte. Später, an meinem Schreibtisch, erappte ich mich dabei, wie ich vor mich hin summte.

Doch Euphorie hält auch unter den besten Umständen nicht lange an, und als ich später meine Wohnungstür aufschloss und den Anrufbeantworter blinken sah, löste sich meine Hochstimmung sofort in Luft auf.

Ich werde nicht oft zu Hause angerufen. Sprechstundenhilfen, Telefonmarketing, falsch verbunden, mein Bruder Chad ... und meine Mutter. Die blinkende Vier schien sich über mich lustig zu machen, während ich die Post auf einen Tisch fallen ließ und den Schlüssel an einen kleinen Haken neben der Tür hängte. Vier Nachrichten an einem Tag? Die mussten alle von ihr sein.

Seine eigene Mutter zu hassen ist ein derartiges Klischee, dass Komiker auf der Bühne damit ihr Publikum zum Lachen bringen. Psychiater bauen ihre komplette Karriere darauf auf, diesen Hass zu diagnostizieren. Die Grußkartenindustrie stochert in dieser Wunde und verursacht bei den Kunden ein

derart schlechtes Gewissen, dass sie freiwillig fünf Dollar für ein Stück Papier bezahlen, auf denen ein paar nette Worte stehen, die sie nicht selbst geschrieben haben und ein Gefühl beschwören, das sie nicht kennen.

Ich hasse meine Mutter nicht.

Ich habe es versucht, wirklich. Denn wenn ich sie hassen würde, könnte ich sie vielleicht endlich aus meinem Leben verbannen, fertig mit ihr sein, den Schmerzen, die sie mir zufügt, ein Ende bereiten. Doch die traurige Tatsache ist, dass ich nicht gelernt habe, meine Mutter zu hassen. Das Beste, was mir gelingt, ist, sie zu ignorieren.

„Ella, nimm ab.“

Die Stimme meiner Mutter klang wie ein Nebelhorn, das voller Verachtung die anderen Schiffe warnt, auf Abstand zu mir zu bleiben, dem Grund all ihrer Enttäuschung. Ich kann sie nicht hassen, aber ich kann ihre Stimme hassen und dass sie mich Ella und nicht Elle nennt.

Ella ist der Name für ein Waisenkind, das sich in der Gosse herumdrückt. Elle ist viel eleganter. So heißt eine Frau, die von den Leuten ernst genommen werden will. Sie besteht darauf, mich Ella zu nennen, weil sie weiß, dass mich das ärgert.

Bis zur vierten Nachricht hatte sie mir erklärt, wie wenig lebenswert das Leben mit einer so undankbaren Tochter wie mir sei. Dass die Tabletten, die der Arzt ihr verschrieben hatte, nicht halfen. Wie peinlich es sei, die Nachbarin Karen Cooper bitten zu müssen, für sie in die Apotheke zu gehen, wo sie doch eine Tochter hätte, die sich eigentlich um sie kümmern müsste.

Sie hat auch einen Mann, der für sie gehen könnte, aber auf diese Idee kam sie nie.

„Und vergiss nicht“, ich schrak zusammen, als ihre Stimme plötzlich lauter wurde, „du hast gesagt, du würdest uns bald besuchen.“

Daraufhin entstand eine kurze Pause, als ob sie überzeugt wäre, dass ich doch zu Hause war und sie nur lange genug

zu warten bräuchte, bis ich aufgab. Dann klingelte das Telefon wieder. Resigniert nahm ich ab. Ich machte mir nicht die Mühe, mich zu verteidigen. Sie sprach volle zehn Minuten, bis ich endlich die Chance hatte, etwas zu sagen.

„Ich war bei der Arbeit, Mutter“, erklärte ich, als sie kurz schwieg, um sich eine Zigarette anzuzünden.

Sie zischte verächtlich. „So lange!“

„Ja, Mutter. So lange.“ Es war zehn nach acht. „Ich fahre mit dem Bus nach Hause, das weißt du doch.“

„Aber du hast doch dieses schicke Auto. Warum fährst du nicht damit?“

Ich wollte ihr nicht schon wieder sämtliche Gründe dafür aufzählen, warum ich zwar ein Auto besaß, aber trotzdem öffentliche Verkehrsmittel benutzte, was schneller und bequemer war. Sie hätte ja sowieso nicht hingehört.

„Du solltest endlich einen Ehemann finden“, sagte sie, und ich unterdrückte ein Stöhnen. Die Tirade näherte sich ihrem Ende. „Wobei ich nicht weiß, wie dir das jemals gelingen soll. Männer mögen es nicht, wenn Frauen klüger sind als sie. Oder mehr Geld verdienen. Oder ...“, sie machte eine bedeutungsvolle Pause, „... nicht richtig auf sich achten.“

„Ich achte auf mich, Mutter.“ Ich meinte das finanziell gesehen. Sie dagegen sprach von Maniküre und Kosmetikbehandlungen.

„Ella.“ Ihr Seufzen am anderen Ende klang sehr laut. „Du könntest so hübsch sein ...“

Während sie sprach, sah ich in den Spiegel und betrachtete das Gesicht einer Frau, die meine Mutter nicht kannte. „Mutter. Es reicht. Ich lege auf.“

Ich stellte mir vor, wie sie ihren Mund verzog, weil ihre einzige Tochter sie unfair behandelt hatte. „Gut.“

„Ich rufe dich bald an.“

Sie schnaubte. „Vergiss nicht, dass du mich bald besuchen wolltest.“

Allein bei der Vorstellung tat sich ein Abgrund vor mir auf. „Ja, ich weiß, aber ...“

„Du musst mit mir zum Friedhof gehen, Ella.“

Die Frau in dem Spiegel sah erschrocken aus. Dabei war ich gar nicht erschrocken. Ich fühlte gar nichts. Egal was mein Spiegelbild zeigte.

„Ich weiß, Mutter.“

„Bilde dir nicht ein, dass du dich dieses Jahr wieder herausreden kannst ...“

„Auf Wiederhören, Mutter.“

Während sie noch weiterquakte, legte ich auf und wählte umgehend eine andere Nummer. „Marcy, hier ist Elle.“

Marcy reagierte Gott sei Dank erfreut, als ich ihr Angebot annahm, mit ihr nach der Arbeit auszugehen. Und genau diese Reaktion brauchte ich. Bei zu viel Begeisterung hätte ich es mir vielleicht noch einmal anders überlegt, bei zu wenig gleich alles wieder zurückgenommen.

„*Blue Swan*“, sagte sie mit fester Stimme, als würde sie mir die Hand reichen, um mir über eine schwankende Brücke zu helfen. Und im Grunde war es auch so. „Kleiner Laden, aber die Musik ist gut, und die Leute sind ganz unterschiedlich. Außerdem ist es nicht zu teuer und kein Anmach-Schuppen.“

Wie süß von ihr, dass sie nach wie vor glaubte, ich hätte Angst vor Männern. Sie konnte ja nicht wissen, dass ich früher einmal mit vier verschiedenen Männern in ebenso vielen Tagen geschlafen hatte. Sie wusste nicht, dass es nicht der Sex war, vor dem ich mich fürchtete. Ihre Freundlichkeit ließ mich lächeln, und wir beschlossen, am Freitag nach der Arbeit dorthin zu gehen. Warum ich meine Meinung geändert hatte, wollte sie gar nicht wissen.

Ich legte auf und starrte noch immer die Frau im Spiegel an. Sie sah aus, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. Sie tat mir leid, diese Frau mit dem dunklen Haar, diese Frau, die immer nur Schwarz und Weiß trug. Die hätte hübsch sein können, wenn sie nur mehr auf sich geachtet hätte, wenn sie nur nicht so intelligent wäre und so

viel Geld verdiente. Sie tat mir leid, aber ich beneidete sie, weil sie zumindest weinen konnte und ich nicht.

2. KAPITEL

Eine Gestalt in Schwarz erwartete mich, als ich am frühen Donnerstagabend, ausnahmsweise zeitiger als sonst, von der Arbeit kam. Schwarzes Sweatshirt, die Kapuze über das schwarz gefärbte Haar gezogen. Schwarze Jeans und Turnschuhe. Schwarz lackierte Fingernägel.

„Hi Gavin.“ Ich steckte den Schlüssel ins Schloss, und er stand auf.

„Hi Miss Kavanagh. Kann ich Ihnen beim Tragen helfen?“

Er nahm mir die Tüte aus der Hand, bevor ich protestieren konnte, und folgte mir hinein. Dort hingte er sie ordentlich an den Haken neben der Tür. „Ich bringe Ihnen Ihr Buch zurück.“

Gavin wohnte nebenan. Seine Mutter hatte ich noch nicht kennengelernt, aber ich sah sie oft, wenn sie zur Arbeit ging. Und ich hörte gelegentlich Stimmen durch die Wand, weshalb ich meinen Fernseher auch nie zu laut stellte.

„Hat es dir gefallen?“

Er zuckte mit den Schultern und legte das Buch auf den Tisch. „Nicht so gut wie das erste.“

Ich hatte ihm *Der Ritt nach Narnia* von C. S. Lewis ausgeliehen. „Viele Leute haben nur *Der König von Narnia* gelesen, Gav. Möchtest du das nächste auch?“

Der fünfzehnjährige Gavin sah aus wie ein typischer Möchtegern-Gothic mit seinen Jack-Skellington-Klamotten und dem dick aufgetragenen Kajal. Dabei war er ein ganz netter Junge, der gerne las und viele Freunde zu haben schien. Vor etwa zwei Jahren tauchte er an meiner Tür auf, um zu fragen, ob er meinen Rasen mähen dürfe. Da ich nur ein kleines Stückchen Rasen von der Größe eines Kleinwagens habe, brauchte ich eigentlich keinen Gärtner.

Weil er so ernsthaft wirkte, heuerte ich ihn aber trotzdem an.

Inzwischen half er mir dabei, Tapeten herunterzureißen und den Boden abzuschleifen, und er lieh sich Bücher aus. Er war still, höflich und viel fröhlicher, als ein Gothic-Kid eigentlich sein dürfte. Und er war sehr geschickt darin, den restlichen Kleister abzukratzen, nachdem wir Tapetenschichten der letzten zwanzig Jahre von meinen Esszimmerwänden gerissen hatten.

„Ja, klar. Ich bringe es Ihnen am Montag zurück.“

Gavin folgte mir in die Küche, wo ich eine Schachtel mit Schokokeksen auf den Tisch stellte. „Bring es mir zurück, wann immer du magst.“

Er nahm sich einen Keks. „Brauchen Sie heute Abend bei den Tapeten noch Hilfe?“

Wir sahen einander an, und ich blinzelte. Er sah erschrocken aus. Ich musste mich wegrehen, um ihn mit meinem Lachen nicht zu beleidigen.

„Ich bin fertig“, gelang es mir, zu antworten. „Allerdings könnte ich Hilfe beim Spachteln einer Wand brauchen, wenn du magst.“

„Klar, klar.“ Er klang erleichtert.

Ich steckte eine Tiefkühlpizza in den Ofen. „Und wie geht es dir, Gav? Ich habe dich schon seit ein paar Tagen nicht mehr gesehen.“

„Oh. Meine Mom ... sie heiratet wieder.“

Ich nickte und deckte den Tisch mit Tellern und Gläsern. Wie sprachen meist nicht sehr viel, Gavin und ich, was uns beiden nur recht war. Er half mir dabei, mein Haus zu renovieren, und ich entlohnte ihn mit Keksen und Pizza, mit Büchern und einfach mit einem Ort, wo er hingehen konnte, wenn seine Mutter nicht da war, was recht oft der Fall zu sein schien.

Ich gab ein unverbindliches Murmeln von mir, während ich Milch in die Gläser füllte. Gavin nahm zwei Servietten aus

dem Küchenschrank und wusch sich die Hände, bevor er sich setzte. Sein schwarzer Nagellack war abgesplittert.

„Sie sagt, der Typ wäre der Richtige.“

Nachdem ich geriebenen Käse und Knoblauchpulver auf den Tisch gestellt hatte, warf ich ihm einen Blick zu. „Das ist schön für sie.“

„Ja.“ Er zuckte die Achseln.

„Werdet ihr umziehen?“

Seine dunklen Augen in dem bleichen Gesicht wurden groß. „Ich hoffe nicht?“

„Das hoffe ich auch. Mein komplettes Esszimmer muss noch gestrichen werden.“ Ich lächelte ihn an, und nach kurzem Zögern lächelte er zurück.

Man musste nicht Gedanken lesen können, um zu ahnen, dass ihn etwas quälte, und auch nicht gerade ein Genie sein, um zu wissen, was. Ich hätte mich nun als Mentorin aufspielen, ihm verständnisvolle Fragen stellen können. Aber wir hatten keine solche Beziehung, in der man sich gegenseitig das Herz ausschüttete. Er war der Nachbarsjunge, der mir beim Renovieren half. Ich weiß nicht, was ich für ihn verkörperte, aber mit Sicherheit nicht seine Therapeutin.

Die Uhr am Ofen klingelte, und ich legte brutzelnde Pizzastücke auf die Teller. Er streute Knoblauchpulver darüber, ich geriebenen Käse. Beim Essen diskutierten wir über das Buch, das ich ihm geliehen hatte und über unsere Lieblings-Krimiserie im Fernsehen. Wir fragten uns, ob in der nächsten Folge der Name des Mörders verraten werden würde. Später räumten wir zusammen die Geschirrspülmaschine ein, und Gavin warf die Pizzareste weg. Als ich umgezogen aus dem ersten Stock wieder nach unten kam, hatte er bereits die Folie auf dem Boden ausgebreitet und eine Dose mit Voranstrichmittel geöffnet.

Dann hörten wir Musik und malten einige Zeit vor uns hin, bis er nach Hause gehen musste. Zuvor durchstöberte er meine Bücherregale und suchte sich ein weiteres Buch aus.

„Worum geht es hier?“ Er hob die ramponierte Ausgabe von *Der kleine Prinz* in die Höhe.

„Um einen kleinen Prinzen aus dem All.“ Das war die leichte Antwort. Jeder, der diese Geschichte von Antoine de Saint-Exupéry gelesen hat, weiß, dass es um viel mehr geht.

„Cool. Darf ich das auch mitnehmen?“

Ich zögerte. Das Buch war ein Geschenk gewesen. Zugleich stand es aber auch seit Jahren im Regal und setzte Staub an, ohne dass ich es auch nur eines Blickes gewürdigt hatte. „Sicher.“

Da grinste er mich zum ersten Mal an diesem Abend an. „Toll. Danke, Miss Kavanagh?“

Nachdem er gegangen war, starrte ich einen Moment auf die leere Stelle in dem Regal, bevor ich anfing aufzuräumen.

In dieser Nacht träumte ich von einem Raum voller Rosen und wachte keuchend mit weit aufgerissenen Augen auf. Zwar verscheuchte ich den Traum, indem ich das Licht anknipste, aber gegen die Dunkelheit meiner Gedanken konnte es nichts ausrichten. Ein paar Minuten blieb ich liegen, bevor ich mich geschlagen gab und nach dem Telefonhörer griff.

„Haus der Lust.“

Ich musste lächeln. „Hallo Luke.“

Ich habe den Liebhaber meines Bruders nie kennengelernt. Die beiden leben in Kalifornien, eine ganze Welt entfernt von meinem sicheren Nest in Pennsylvania. Chad kommt nie nach Hause. Und ich hasse es, zu fliegen. Insofern hat ein Treffen bisher nicht stattgefunden.

Trotzdem waren wir einander nicht fremd, und seine nächsten Worte wärmten mich von innen. „Wie geht es meinem Mädchen?“

„Mir geht's gut.“

Luke schmalzte mit der Zunge, sagte aber nichts weiter. Kurz darauf war Chad am Apparat und benahm sich weniger

rücksichtsvoll.

„Hier ist es schon nach Mitternacht, Süße. Was ist los?“

Chad ist mein jüngerer Bruder, was allerdings niemand glauben würde, so wie er mich bemuttert. Ich kuschelte mich tiefer in mein Kissen und zählte die Risse in der Decke. „Ich kann nicht schlafen.“

„Schlecht geträumt?“

„Ja.“ Ich schloss die Augen.

Er seufzte. „Was ist los, Mäuschen? Hackt deine Mutter wieder auf dir herum?“

Ich wies ihn nicht darauf hin, dass es sich dabei auch um seine Mutter handelte. „Sie hackt nicht mehr als sonst auf mir herum. Sie will, dass ich mit ihr gehe.“

Ich musste ihm nicht sagen, wohin. Chad gab einen empörten Ton von sich, ich konnte mir sein Gesicht genau vorstellen und musste lächeln – und das war ja schließlich der Grund, weshalb ich ihn angerufen hatte.

„Sag der alten Hexe, dass sie dich verdammt noch mal in Ruhe lassen soll. Sie kann selbst fahren, wohin zur Hölle sie auch immer will. Sie soll endlich ihre gemeinen Klauen von dir lassen.“

„Du weißt genau, dass sie nicht fahren kann, Chaddie.“

Er ließ eine Tirade von Flüchen und farbenfrohen Beleidigungen los.

„Deine Kreativität und deine Vehemenz sind beeindruckend?“, erklärte ich ihm. „Du bist ein wirklicher Meister der Beschimpfungen.“

„Und, geht es dir jetzt besser?“

„Wie immer.“

Er schnaubte. „Was gibt es sonst noch?“

Ich dachte an den Mann, den ich im *Sweet Heaven* getroffen hatte. „Nichts.“

Chad schwieg, um mir die Gelegenheit zu geben, noch etwas hinzuzufügen, und als ich es nicht tat, schnaubte er erneut. „Ella, Baby, Süße, Schnuckel. Bei dir ist es mitten in der Nacht, und du rufst mich doch bestimmt nicht an, um